Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 76 (2001)

Artikel: Muss Heimat Provinz sein?
Autor: Erat, Ruth / Ulrich, Marianne / Onken, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-698821

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Muss Heimat Provinz sein?

Muss Heimat Provinz sein?

Der Begriff Heimat ist abgegriffen. Er wird belächelt. Das Wort ist belastet schier. Und gleichwohl und doch: Heimat haben, daheim sein, ja vielleicht auch Heimweh verspüren, gehört das nicht einfach zu unserem Leben? Uns hat die Frage umgetrieben: «Muss Heimat Provinz sein?». Wir haben bei Frauen – vor allem sie waren zu antworten bereit – und bei Männern angeklopft und eben diese Frage gestellt. Das Echo ist vielfältig, lässt aufhorchen. Und es bestätigt, was Max Frisch in den vierziger Jahren seinem Tagebuch anvertraute: «Heimat ist der Mensch, dessen Wesen wir begreifen».

Ruth Erat

Thurgau, oh

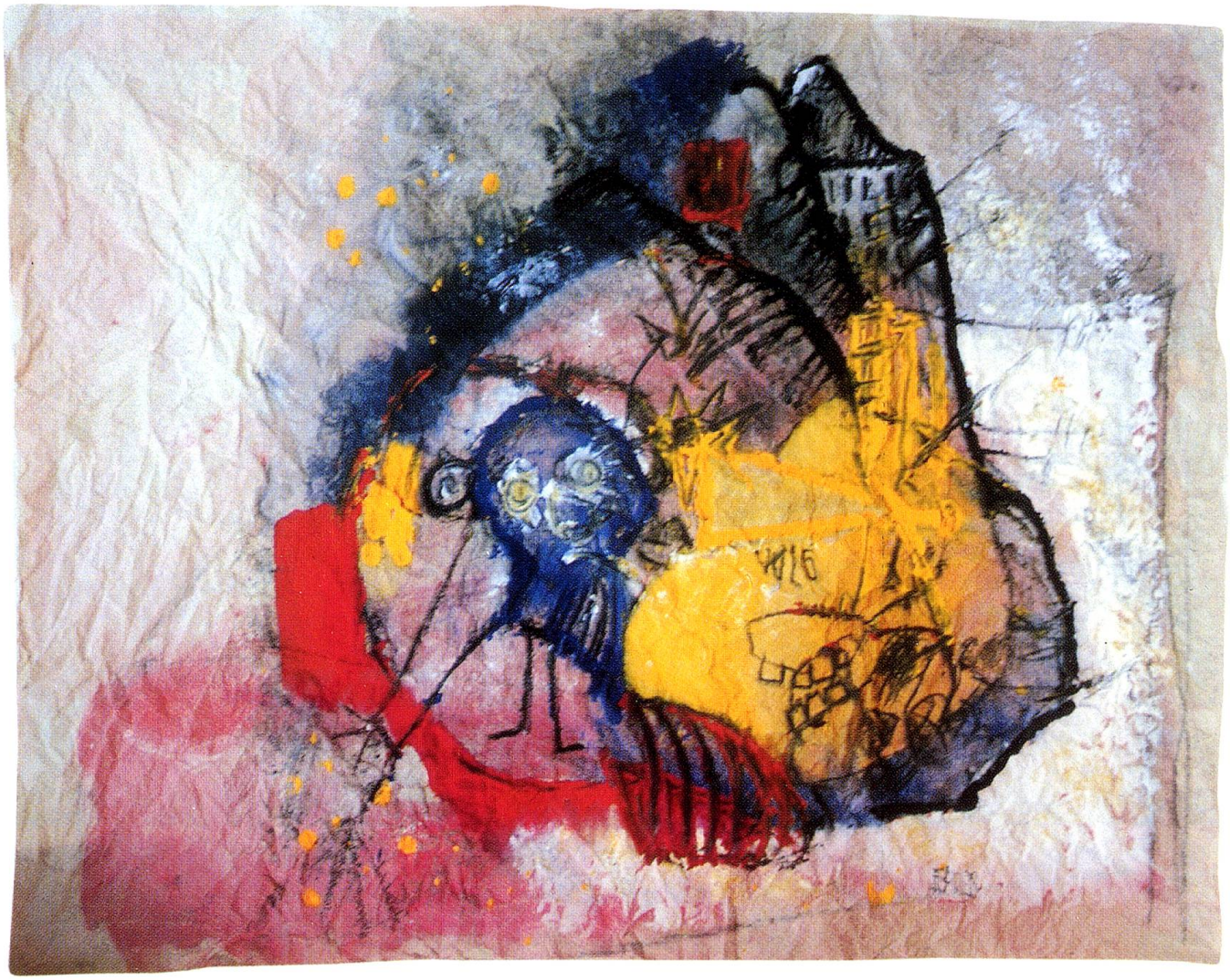
Oh Thurgau, Thurgau, oh und du und ach und weh, du Heimat, du, die Seen, die Thur und die Weiher, die Hügel und Wiesen und Obstbäume, Spaliere und Kirchengeläute wie ewiger Sonntag.
Oh Thurgau und du, und Heimat, so singen die Kinder, so schön und blühn dir und hold und immer wieder am Thurstrom und Felder und Höhn, als ob du Dich kümmern würdest um Lieder und Sätze an Dich, und das Kind ist ein fremdes, ein Hergezogenes an einem Nieselregentag. Frühjahr und Kalter Krieg, damals, jeden Mittag das Zeitzeichen und die Ruhe am Tisch und diese Ahnung, dass ostwärts fremde Riesen lauern und über dem See die Boches, les sales boches, von denen man unterschieden sein will in dieser Familie mit frankophilem Gehabe: la cochonnerie sous l'balcon, un accident, pois verts, allons enfants, alors, comme ci, comme ça, au lit, bonne nuit. Und die Freunde aus Herisau sind da und sagen: Dass der Bahnhof so weit weg ist! Und oben im Block schaut ein Junge aus dem Fenster und streckt dem Kind die Zunge heraus.
Es gibt nur die Geschichten. Du liegst da, oh Thurgau. Und dir sind sie Wurst, diese Geschichten. Dich gibt es nicht. Du schlägst keinen, der dir dein bisschen Erde zerstört. Du bist schön für dich allein, und man schnürt dich zusammen mit Strassen, ein Weihnachtspaket, und auf den Seen ist ein Getümmel, bis wieder ein Winter einfällt und deine Feldwege und Weiher zurücktauchen in ihre Fremdheit und man sich zur Not Kindergeschichten erzählt von dir und den Hergezogenen, die dastehn und herumgehn, nicht begreifen.
Im Thurgau wird die rätselhafte Kinderzeit die Zeit, die wegbröselt, ohne dass es versteht, dieses Kind, das nun mitsingt, wie bist du so hold, und an das ferne Kino in Bern denkt und das Lied vom langen Weg zum Guggershörnli. Neben dem Pausenplatz auf der Strasse gehen die Lehrer in grauen Mänteln, mit Globi-Mützen auf dem Kopf und haben die Hände im Rücken gefaltet. Sie gehen hin und her. Es ist jeden Tag dasselbe. Auf dem Kiesplatz sind Kinderkreise. Darin schlägt man sich, reisst an Haaren, krallt die Nägel in fremde Haut.
Dich kümmert das nicht, oh Thurgau, wo mehr Beizen «Sonne» heissen als sonstwo und das Kind nichts mehr hört von der Kinderlähmung.

Gouache/Kohle

Die Blockwohnung ist nicht feucht, hat keine Schimmelflecken an den Tapeten und die Mutter steht nicht mehr im Waschküchendampf. Das Kind ist nicht mehr krank, und die Nachbarn haben einen Fernseher. Man hockt davor, bis man gerufen wird zum Nachtessen, und auf dem schwarz-weissen Flimmerbild ist ein zottliger Bär, der sieht aus wie ein mit trockenen Seealgen behängter Unmensch mit weissen Zähnen, der fällt über Kinder her, bricht heraus aus Büschen, torkelt her über Steine und Moos zum Riss im Fels, wo ein Knabe und ein Mädchen hingekauert sind, während die Musik Angst in die Wohnstube legt. Der kleine Bruder und die kleine Schwester schauen mit dieser Angst im Gesicht auf die bewegten Bilder. Das Kind lässt sich nicht mehr erschrecken. Es lacht über die Kleinen. Es fährt allein mit dem Trottinett zum Strandbad. Da steht es im Wasser. Und es schaut zum Ufer und denkt an die Turnachkinder im Sommer mit Schwimmhilfen aus zusammengebundenem Schilf. Es staunt noch immer über diesen seltsamen Namen. Aber es kommen keine Turnachkinder. Von denen muss man nur immerzu lesen im Sommer und im Winter, wenn sich die Schulstunden endlos hinziehn, bis man Hunger hat. Das Kind sieht den Knaben mit der Brille, vor dem es sich fürchtet auf dem Schulweg. Er hat eine weisse Haut. Darum ist ein Korkreif gebunden. Die Brille mit dem schwarzen Rand hat er nicht auf. Er ist geschrumpft und hält die Hand seines Vaters. Das Kind hört, wie der Vater sagt: Schau, das kleine Mädchen, wie das schon schwimmen kann. Es legt sich ins Wasser. Es schwimmt unter Wasser weg. Es kann mit einem Mal schwimmen. Die Taucherbrille, so scheint es ihm, macht, dass der Kopf immer wieder nach oben kommt. Die Taucherbrille trägt das Kind im Wasser.

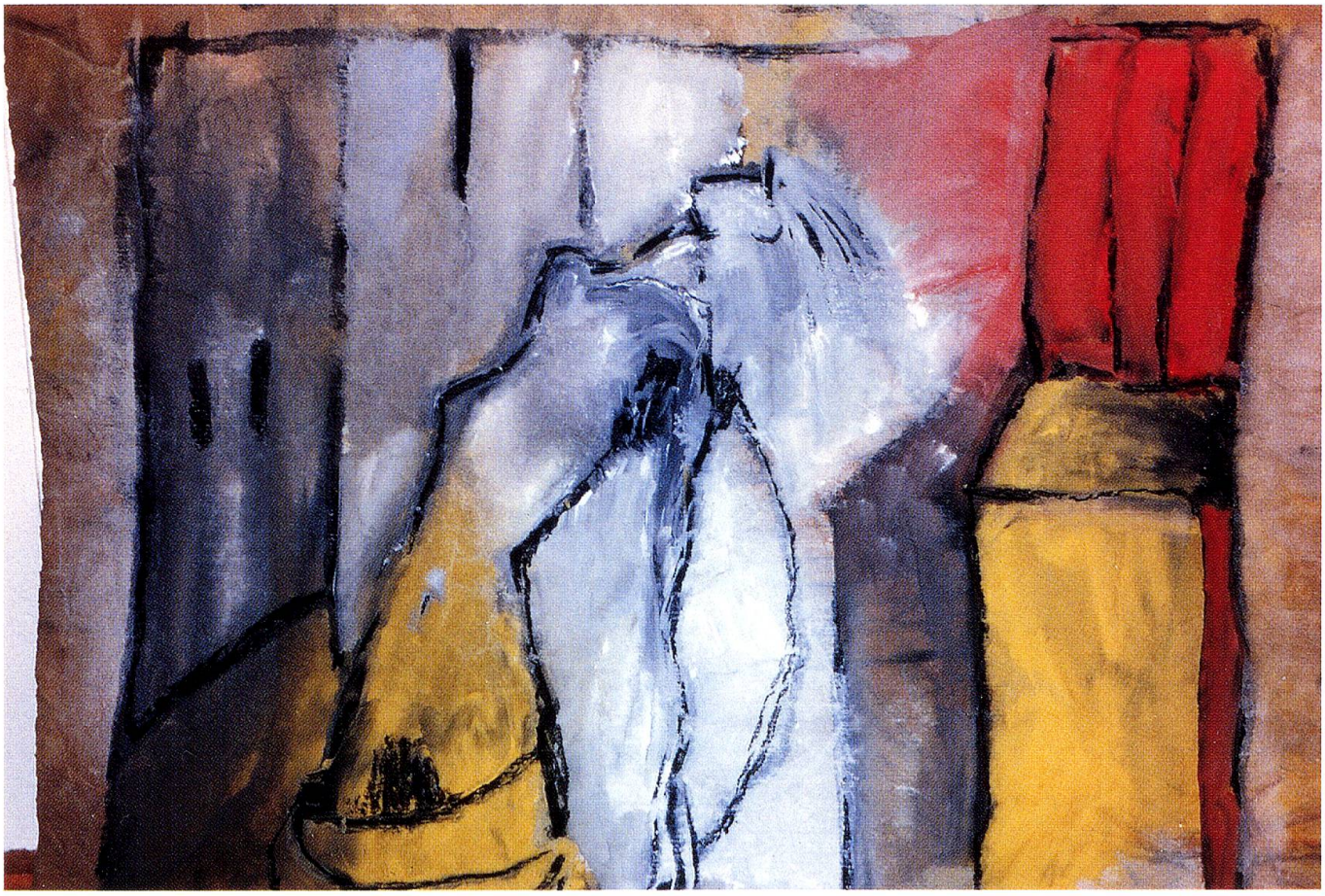
Oh Thurgau du, und schön und hold und Tage, da geht die Sonne nie unter, und endlos sind die Wochen am See. Die Welt ist eine Wasserfläche. Darüber wölbt sich ein blauer Himmel, der ist an weisse Quellwolken gepinnt, da weiss man nichts von der runden Kugel, die sich im schwarzen Kosmos klein und blau verliert.

Für den Schwimmkurs fährt das Kind zur Badhütte. Da steht man auf warmen Holzplanken im Kreis um ein Gestell, in das man sich legen und im Takt Bein- und Armbewegungen machen kann. Wer da aufgehängt zu Eins-und-zwei-und-drei in der Luft schwimmt, hat aneinander gehängte Vor- und Nachnamen, die das Kind nie zuvor gehört hat. Es sind die Namen, die aufgerufen werden, bevor die Kursstunde beginnt. Der Name des Kindes wird nie aufgerufen. Es denkt, dass man eines Ta-



Gouache/Kohle

ges auch seinen Namen sagen wird, und es weiss nicht, wie es kommt, dass man gekannt wird von den Leuten, die sich hier alle kennen.
Im Thurgau nützen die Namen, die das Kind hersagen kann, nichts. Die Schlachten und Berge sind hier andere und die alten Wörter tauchen hinter dem Säntis und dem Seerücken weg. Der Kindlifresserbrunnen stösst weit weg einen Kinderkopf in sein aufgesperrtes Maul, und Laupen und Grauholz und Adrian von Bubenberg kommen nicht vor in der Schweizergeschichte, wo Schwaderloh einzieht und das Kind die Schwabenkriege lernt und nicht versteht, weil mit einem Mal keine Helden mehr sind, nur Scharmützel oder so, wie es denkt, und die Freiheitswörter nicht passen, nur kein Erstaunen ist, dass die Eidgenossen den toten Schwaben die Beine abschnitten, um sie am Feuer zu wärmen, damit man die Stiefel erbeuten konnte, und kein Erbarmen ist, weil in Horn ganze Schiffe voll Schwaben absoffen aber auch kein Triumph, nur dieses stete Ineinanderübergehen von Zahlen und Toten und Namen und eine Ahnung, dass kein Thurgau ist in dieser Zeit aber die vorausgesetzte Parteinahme für die Eidgenossen und, du und schön und gut, ein Thurgau sein muss und Zugehörigkeit. Und das Kind liest im Bernbuch und der Kindlifresserbrunnen ist ein Trost.
Dich gibt es, oh Thurgau, auf Landkarten. Für den Schüleratlas der Schweiz bist du gross genug. Auf dem beleuchteten Globus kommst du nicht vor.
In der Schule muss man den Kanton zeichnen. Es ist die Frage zu beantworten, warum der Thurgau Mostindien heisst, und das Kind liest aus dem Wort, dass der Kanton ein berühmter Kanton ist, so wie Indien mit Mahatma Gandhi berühmt ist und mit den knochigen Kühen und weil der Vater sagt, Indien würde die Weltmeisterschaft im Landhockey fast immer gewinnen. Den Thurgau malt man mit gelber Farbe aus. Er leuchtet. Der Most ist kein Saft, und die Säftler kommen nicht vor mit ihrer Armut und dem, dass der Saft sie auffrisst von innen, und der Vater erzählt nichts von den Rucksackmannli, die aus dem Rheintal herkommen in der Früh und das bereitgestellte Bier und den Schnaps in sich schütten, bevor die Fabrik sie verschluckt. Das Kind schreibt die Namen der Saurers auf und malt das Tannzapfenland in dunklem Grün. Da ist keine Sonne in dieser Farbe. Da, wo es wohnt, fährt man nicht ins Tannzapfenland. Es muss alles fast schwarz sein, dort, und kalt. Wenn das Kind an das Wort denkt, denkt es an Wintertage. Der Thurgau, den das Kind kennt, reicht nach Steckborn und Weinfelden. Frauenfeld, sagt der



Gouache/Kohle

Gouache/Kohle

Gouache/Kohle

Vater, ist nur ein Vorort von Winterthur. Besser würde der Oberthurgau zum Kanton St. Gallen gehören, besser würde da noch dieser alte napoleonische Kanton Säntis sein.
Der Thurgau, den das Kind kennt, ist ein reiches Land. Es gibt die Firma Saurer, und alle Lastwagen und Postautos sind mit dem Wort Saurer angeschrieben. Aber die Webmaschinen sind wichtiger. Das bestimmt den Tag und die Massstäbe, die gesetzt sind in der Familie. Beim Saurer könnte man jemanden nicht brauchen, der Fehler macht im Diktat. Beim Saurer könnte man jemanden nicht brauchen, der immer alles besser weiss. Das Kind muss sich anstrengen und soll nicht lügen und soll nicht maulen und soll an den Saurer denken immerzu.
Im Herbst sieht das Kind die Mostbirnen durch die feuchte Luft fallen, auf die Wiesen prasseln. Es geht dem Bach entlang von Weiher zu Weiher, schwingt Haselruten, beisst in Wasserbirnen, die den Mund austrocknen, die Zähne lang machen. Es steht im Nebel am See und redet Verse in sich hinein, «die Blätter fallen, fallen wie von weit, als welkten in den Himmeln ferne Gärten», und es sieht die Büsche mit verdorrtem Laubwerk, graugelbe Schilfhalme, Chrysanthemen, die man auf Friedhöfe trägt und Laubrechen, die scharren über den Kies, und es schreibt, dass es den Nebel liebt, und es schlägt den Kragen hoch und ist kein Kind mehr, und es geht nicht mehr auf den Friedhof, und es erzählt keine Lügengeschichten mehr von Nachtwegen in Aufbahrungshallen, wo erstarrte Menschen in Reihen unter weissen Tüchern liegen.
Im Winter läuft es über das Eis. Es hört von denen, die beim Wehr ins Wasser gefallen sind. Es hört vom Reiter, der über den Bodensee galoppiert ist und dass der Mann tot umgefallen ist vor Schreck über seinen Ritt, und es fährt weit in den See hinaus und springt über die Risse im Eis. Es will malen, was da ist, es reisst die Augen auf, und es läuft alles ineinander, der Himmel, der See, der Nebel, das Eis. Es malt in seliger Verblödung. Es geht in seliger Verblödung. Und es ist allein und versucht ein letztes Mal fromm zu sein, und es verliert im Nebel den Gott, weil mit einem Mal der hochgeschlagene Kragen genügt.
Und wieder singt man, Du Heimat, und wieder könnte Kindheit sein und ein Daliegen in den Hügeln, im Gold, in der untergehenden Sonne. Noch einmal bleiben, noch einmal den Sommer über auf dem Floss im See sitzen, ewig die Wellen und ewig die Tage, da man auf dem flachen Boot der Strandwache im Rudertakt hingleitet und sieht, wie die weiss schimmernde Kirche von Romanshorn herleuchtet und drüben Fried-

Öl/Kohle

richshafen und Langenargen, bis der See dunkel wird und diese goldene Strasse auf ihm unruhig flackert, unerreichbar. Ach Heimat. Und diese Heimsucht, in der Nebel und Sonne und Wasser und Eis nicht zu fassen sind. Weh, die Agonie der Seligkeit, die sich im herflimmernden und weglaufenden Wasser verliert, in den Horizont gespannt über Hügel hinausgleitet, stumm und verloren in sich. Heidegger liest in Amriswil, alles Sage, alles darin, dass das «Wohnen im Sprechen der Sprache zu lernen» ist. Und mit einem Mal feldwegentlang, noch immer zur Not den Mantelkragen hochgeschlagen, in Sätzen gehen, im Haus der Sprache. Und die Frau aus Hügeln und Flüssen ersäuft im Seehaus, wo der Blick hinüberfliegt nach Meersburg und das Wort Höri auftaucht und die Dichter am See sind und Hölderlin nach Hauptwil läuft. Und am Ufer steht die Frau ohne Wörter für das, was er tut, dieser See, wenn er unruhig in seinem grauen Wellenschlag daliegt, allein, mit den dunklen Pinselzeichen seiner Schatten. Ach Thurgau, ach See, wehe, wenn man dasteht für immer, wortlos, keinen Stein im Rücken, an dem man sich festbindet, wenn die Sirenen des Wassers rufen und man taumelnd in seliger Verblödung Sätze stammelt, seewärts im ewigen Zirkel und weiter und fliegend und immer wieder hinaus und hinüber. Alles bleibt unfassbar da und ertrinkt im Fluss der langen Zeit, wo sich Geschichten kreuzen und Bilder hertreiben und weggleiten, bevor die Zunge ein Wort stottert, und zurückkehrt zur Not in kreisende Trakelsätze, «Ein goldener Kahn / Schaukelt, Elis, dein Herz am einsamen Himmel.» bevor endlich Nachrichtensätze weglaufen lassen, hinaus. Fort.

Auf dem Wolfsberg liest Alfred Andersch, «empört euch der himmel ist blau» und durch Moore's Plastiken reicht der Blick über den Isthmus nach England und Irland zum Meer, da sind uralte Steine. Da ist der suburb, wo man ohne Namen und Anschrift ist und im Ödland geht. Man sitzt noch in der Beiz und zerredet den Abend für eine bessere Welt und hört von jenen, die in Hamburg sind, in Helsinki und Stockholm, in Chile und in Zürich natürlich. Dann läuft man in die grösseren Städte, dorthin, wo man Völkermörder Johnson ruft und dann Völkermörder Nixon und Parolen gegen den Schah skandiert, mit andern den Kragen hochschlägt, um mit Flugblättern über grosse, leere Plätze zu gehen und durch Strassen zu irren, da sind die Nächte die Tage. Da ist kein Thurgau.

Das Land bleibt, was es ist. Der Thurgau ist der Thurgau, und die Zeit spült Geschichten an und weg und zerfranst die Dörfer und Städtchen

Öl 1m × 1m

mit bunten Siedlungen. Auf der flachen Wiese der Parkanlagen am See tummeln sich fremde Menschen. Und immer wieder ist es fast so, als wäre man da in Lugano, oh Thurgau, und ewiger Sonntag, und Eltern sagen den Kindern: Am Kiosk gibt es Eis. Die Irrenhäuser sind umgebaut und die Binswangerklinik restauriert, wie man sagt. Und man möchte wieder aufstampfen und sagen, dass da auch ein Betonbau steht, der wäre in diesem kurzen und kriegerischen Jahrhundert der ordentliche Nazi-Sitz geworden, und fragen möchte man, ob noch immer keiner Genaueres davon wisse, wo er denn war, dieser Thurgau, als jene Schutz suchten und Frieden, die endgültig weggeschickt wurden nach Theresienstadt zum Beispiel.

Dass es Dich damals nicht gab, im Geschichtsbuch kein Wort, ist dir recht, oh Thurgau und schön bist du doch und die Geschichten kommen und gehen und wieder bist du einfach die Schweiz und gut und wieder der Thurgau und schön, und die Akten kümmern Dich nicht, und in Kreuzlingen liegt der ausgegrabene und zur Not gerettete Grundriss der frühen Kirche wie eine Bocciabahn zwischen Wohnblöcken, und an der Stewi-Libelle trocknen weisse Laken und Jeans.

Alle Illustrationen Ruth Erat

Liebste Grossmutter

Liebste Grossmutter. So begannen alle Briefe, die ich Dir von Paris aus schrieb und die ich neulich, beim Räumen in Deinem Haus am Untersee, wiederfand. In diesen Briefen, geschrieben in den sechziger Jahren, erzählte ich Dir von meiner glücklichen Ehe, erfolgreichen Arbeit und dem aufregenden Leben in der Weltstadt, obschon in Wirklichkeit von allem das Gegenteil zutraf. Du konntest anscheinend zwischen den Zeilen lesen, hast Du doch Deine AHV mit mir geteilt und mir den bescheidenen Betrag monatlich überwiesen. Immer wieder hat mich das Geld über die letzte Woche des Monats gerettet. Als ich Paris verliess – ich hatte dort einen neuen Beruf erlernt – fuhr ich direkt zu Dir an den Untersee. Ich wollte in der ländlichen Ruhe die Geburt meines ersten Kindes erwarten. Das traf sich gut, Du warst schwer krank und brauchtest Betreuung.

So kochte ich für Dich und pflegte Dich so gut ich konnte. Anfangs Sommer konntest Du tagsüber auf eine Liege im Garten wechseln und freutest Dich an den Blumen und an den Vögeln, die Dir Nusskerne von der Hand pickten. Du bist dann auch wieder ganz gesund geworden, wohl nicht zuletzt, weil Du Deinen Urenkel kennen lernen wolltest.

Du und Dein Haus am See waren für mich von Kind an «Heimat». Ich bin in Zürich geboren, hinterm Schauspielhaus aufgewachsen, auf der Hohen Promenade zur Schule gegangen. Ich kannte mein Quartier, mein Zürich, aber an jedem Wochenende, von April bis Oktober, reiste ich mit meinen Eltern nach Steckborn, zu Dir und meinen Ahnen mütterlicherseits. Väterlicherseits – das steht bis heute in meinem Heimatschein – stamme ich von Domat, Graubünden und Aarau, zwei Gemeinden zu denen ich wenig Beziehung habe. Heimat ist also nicht eine nachweisbar vererbte Tatsache, sie hat mehr mit einem Ort zu tun, an dem man sich wohl und heimisch fühlt.

Als Kind oft bei Dir in den Ferien, warst Du mir eine liebe Grossmutter. Ich durfte vor dem Einschlafen in Deinem Himmelbett liegen und Du erzähltest mir Geschichten, die mir alle in Erinnerung geblieben sind. Du berichtetest von Jugendstreichen meiner Mutter, die im ehemaligen Kloster Feldbach aufgewachsen ist. Auch aus Deiner Jugend erzähltest Du, als Du noch lange Röcke und knielange Badehosen mit Rüschen trugst. Von meinem Urgrossvater Samuel Bächtold erzähltest Du, der

Erfinder war und die Bächtold Werkzeug- und Maschinenfabrik in Steckborn betrieb. Was für ein umsichtiger, gütiger und auch humorvoller Patron er gewesen sein muss, bekam ich durch Deine Geschichten mit. Du erzähltest mir Dein Leben: Du warst eine «emanzipierte» Frau.
Nach einer kurzen Ehe mit einem Mann, der mehr und mehr dem Alkohol verfallen war, liessest Du Dich scheiden. Du warst Mitbegründerin des ersten alkoholfreien Restaurants «Zur Traube» in Steckborn. Da Du nur eine Tochter hattest und Dir eigentlich viele Kinder wünschtest, gründetest Du kurzerhand ein Kinderheim im Haus «zur Ulme». Du hast dort vielen Kindern, auch jüdischen Emigrantenkindern, vorübergehend Heimat geboten und warst für alle ihr unvergessliches «Müeti». In späteren Jahren, nach einem Unfall mit dem Hornschlitten, musstest Du das Kinderheim aufgeben, da Du durch das gebrochene und schlecht und recht zusammengenagelte Hüftgelenk behindert warst. Es kam eine ruhigere Zeit für Dich, mit Lesen und Freundschaften pflegen. Du trafst Dich wöchentlich mit drei anderen Frauen, die in Ermatingen wohnten. Elise Heer, Wirtin vom «Adler» und Schwester des Schriftstellers J. C. Heer; Frau Dr. Boller, die Frau des Arztes vom Breitenstein, und Frau Dr. Marquart, die Witwe des ehemaligen französischen Konsuls in Berlin. Nicht nur Romé wurde von dieser Gruppe gespielt, sondern auch über Gott und die Welt diskutiert.
Als meine Eltern für einen Bildungsurlaub verreisten, wohnte ich bei Dir und ging ein halbes Jahr in Steckborn zur Schule, wo ich in der dritten Klasse noch die alte Schrift mit Griffel und Tafel lernte. Im «Seehüsli» schien frühmorgens die Sonne durch die Ritzen in Ziegeln und Schindeln, und das alte Bett, in dem ich schlief, quitschte bei jeder Bewegung und bog sich durch wie eine Hängematte. Stundenlang konnte ich von der Seemauer aus fischen oder auf der Schaukel in der Veranda träumen. Abends die Füsse auf der Seetreppe zu waschen, war ein Ritual geworden, das mir, zurück in der Stadt, fehlte.
Du hast mir durch das Betrachten von Fotos und durch das Erzählen von Geschichten meiner Ahnen nicht nur eine emotionale Heimat geschaffen, auch die tiefe Verbundenheit mit der Natur hast Du mir eingeprägt. Als Fünfjährige durfte ich meinen ersten Baum pflanzen. Es war ein kleiner Sauerkirschenbaum, der an der Klostermauer hochwuchs und viele Früchte trug. Ihm folgten viele Bäume, die ich im öffentlichen wie im privaten Leben pflanzen konnte. Ich empfinde es noch heute als etwas Besonderes, denn ein Baum überlebt seinen Pflanzer meistens

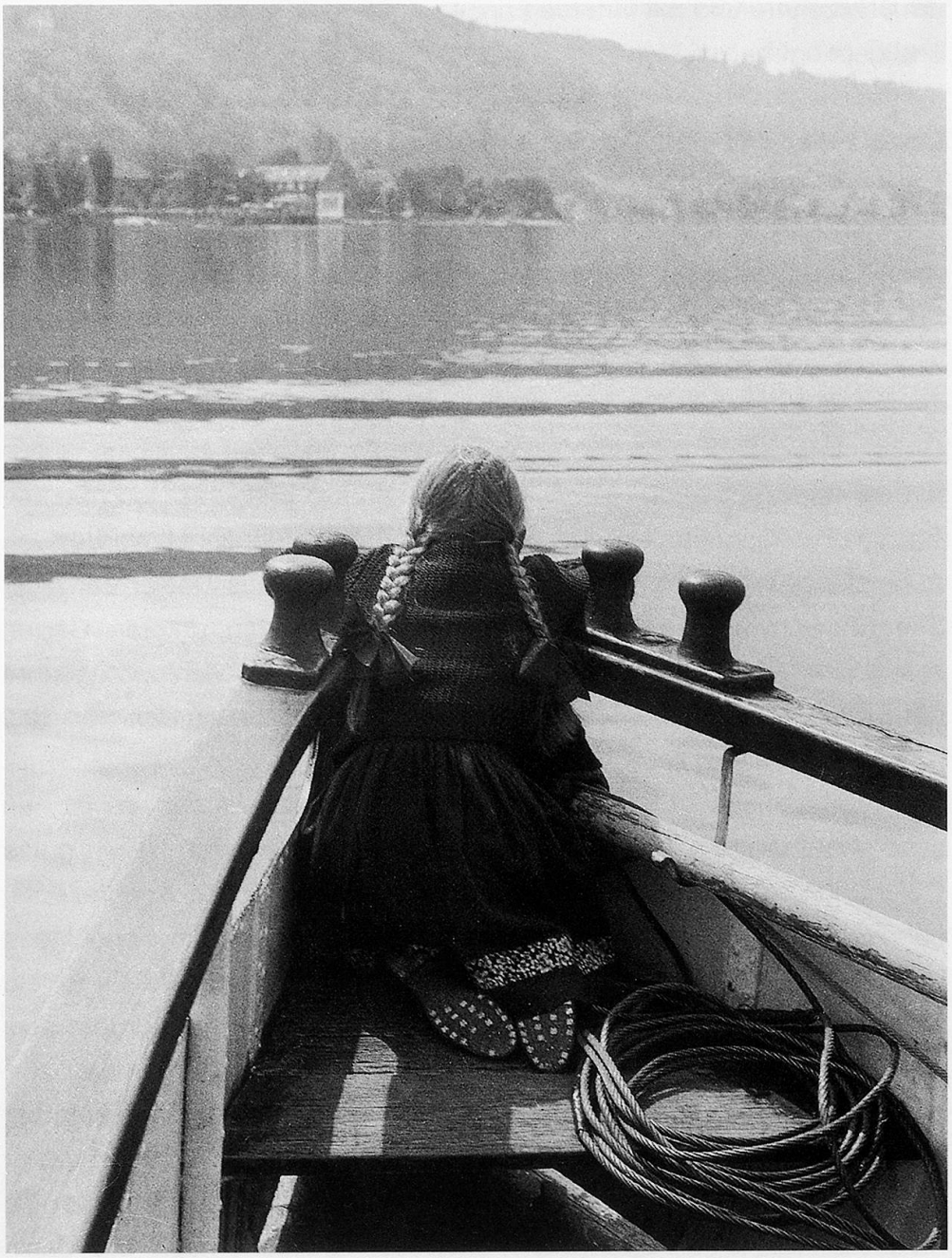


Foto: Hans Baumgartner †

um Jahrzehnte und mit ihm die Erinnerung an die Person, die ihn gehegt und gepflegt hat.

Heimat ist dort, wo man sich wohl fühlt, wo man die geistige Hängematte aufspannt und die Seele darin baumeln lässt. Ob Stadt oder Land, spielt keine Rolle, es ist immer ein emotional geprägter Ort. Für mich ist es Steckborn im Thurgau geworden, und immer wieder bin ich dahin zurückgekehrt, aus London, Paris, Zürich, Neuchâtel, Stationen meines Lebens. Zurückgekommen aus drei Ehen und den Turbulenzen verschiedener Berufe. Immer war es die Bank am See, in Deinem Garten, auf der ich Ruhe und Frieden fand. Deine Geschichten, liebe Grossmutter, auch die Lebensqualität, die Du mir vermittelt hast, prägten mir das Gefühl von Heimat bis heute ein. So pflege ich jetzt Deinen Garten, wo mancher Rosenbusch noch von Dir gepflanzt worden ist. Auch die beiden alten Birnbäume stammen noch aus Deiner Zeit. Der See überschwemmte im Laufe meines Lebens den unteren Garten schon drei Mal. Fische schwammen im Gartengrill, Forellen sprangen an der blühenden Rosenhecke, die Pfingstrosenbüsche wurden von den Karpfen bevorzugt: ein schwimmender Garten.

Das Sommerhaus ist jetzt isoliert und kann beheizt werden, es ist nun auch wintertauglich. Seit einem Jahr wohne ich darin, es ist ein gutes Gefühl: Ich bin angekommen. Die Fotoalben, Tagebücher, Kochrezepte, Fabrikpläne und andere Andenken an Deine Zeit liegen in Schubladen und Kästen. Ich bin dabei, sie zu sichten und zu sortieren. Es ist ein wahrer Schatz für eine Schriftstellerin. Wenn der Sommer vorüber sein wird – Sommer haben es ja an sich, dass sie viel zu schnell vergehen –, die Arbeit im Garten nachlässt und die Dunkelheit und Kälte einen früher am Abend ins Haus treiben, werde ich Zeit finden, die Roman-Biographie zu schreiben. Ein Buch über Dich und Deine Zeit, die Du hauptsächlich in Steckborn am Untersee verbracht hast. Bis dahin füttere ich die Meisen, die wie eh und je ihre Nusskerne von der Menschenhand picken, die sie ihnen entgegenstreckt. Eine Gewohnheit, seit Jahrzehnten und Generationen in kleinen Vogelhirnen gespeichert und überliefert.

Du hast, liebe Grossmutter, als fromme Frau, an den Himmel geglaubt und somit wirst Du wohl auch dort sein. Täglich wandern meine Gedanken zu Dir, wohin auch immer, und ich bedanke mich immer wieder für das Stück Heimat, mit dem Du mir schon als Kind den Rücken gestärkt hast. Insofern hat sich mir die Frage «Muss Heimat Provinz sein?» nie

gestellt. Ich fühlte mich auch in den Grossstädten wohl und zuhause, aber Heimat in diesem Sinne waren sie mir wohl nie, da der Begriff Heimat für mich von Kind an besetzt war. Besetzt mit diesem Ort in der Provinz, an der omnipotenten Grenze zur grossen Welt, nur durch Wasser getrennt, mit dem Wasser verbunden, nach Basel, Bonn und Holland hinab, in fliessenden Gedanken bis ans Meer. Somit kann Provinz nicht aufhalten, aber ausruhen, aufladen, aufbauen.
Schau, die Iris blühen am See, und an der Rosenhecke gehen die ersten Knospen auf. Der See steht schon hoch, aber er wird dieses Jahr nicht schon wieder über die Ufer treten. Das wäre etwas ungewöhnlich; so alle zwanzig Jahre nimmt man das in Kauf, für das Privileg, am See zu wohnen. Lass es Dir gut gehen, liebste Grossmutter, ich gehe jetzt meine Enkelkinder zu Bett bringen, die ihre Füsse auf der Seetreppe waschen.

In herzlichem Andenken, mit einem Gruss aus der Hängematte:
Deine Enkelin Marianne Ulrich-Locher(-Bächtold).

Marianne Ulrich

Geschichte für die Zukunft

Als wir die Frage «Muss Heimat Provinz sein?» zum Thema für das vorliegende Jahrbuch wählten, wussten wir nicht, dass in just diesem Band Totenklage zu halten sei auf Dr. Thomas Onken, der von 1987 bis 1999 «den anderen Thurgau» im Ständerat vertreten hat. Im freundlichen Einverständnis mit seiner Familie drucken wir das Manuskript einer Rede ab, die der Sozialdemokrat aus Tägerwilen am 3. März 1998 zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung «150 Jahre Bundesstaat» auf dem Frauenfelder Mätteli hielt. Thematisch und sprachlich lassen die Gedanken des Heimgegangenen die Erinnerungen an ihn als Staatsmann und heimatverbundenen Menschen lebendig werden. Wir verneigen uns vor seinem früh beschlossenen Leben.

Die Redaktion

Welch eine ausserordentliche Gelegenheit! Welch einzigartige Chance! Nicht nur, vor einer so illustren Zuhörerschaft sprechen zu dürfen! Nein, das besonders Reizvolle, ja geradezu Pikante daran ist, dies nach dem Oberhaupt unserer Hauptstadt und dem Regierungspräsidenten unseres Kantons tun zu können – als «Vertreter des Bundes»!

Man mache sich das einmal klar: Ein Ständerat, «par excellence» ein Abgeordneter des Kantons, ein Botschafter des Thurgaus als «Vertreter des Bundes»! Sind wir denn schon soweit! Eigentlich hätte ich diese Rede gar nicht annehmen dürfen. Sie scheint zu offensichtlich zu bestätigen, was Regierungspräsident Roland Eberle soeben umkreist hat: diese heimliche Vereinnahmung der Kantone, den immer ungenierteren Zugriff des Zentralstaates, die Verwischung der Zuständigkeiten, den schleichenden Autonomieverlust der Gliedstaaten. Jetzt also auch noch dies: Es ist ein Affront!

Aber können, ja müssen wir das kleine Ereignis nicht auch anders sehen und gelassener deuten? Als Ausdruck selbstbewusster Kantone, die den Bund gewissermassen «unterwandert» haben. Als greifbares Zeichen eines natürlich gewordenen, unverkrampften Miteinanders. Als Sinnbild eines längst gelösten, nicht mehr ängstlich auf Abgrenzung bedachten Zusammenwirkens, einer Zusammengehörigkeit sogar, die sich in diesen 150 Jahren Bundesstaat vertieft, gefestigt und – alles in allem – grossartig bewährt hat.

Mir ist diese Interpretation natürlich lieber. Sie schlägt die Brücke in jene Zeit zurück, da aus der losen Vielheit die verbundene Einheit Schweiz wurde, obwohl die Wunden des Bürgerkrieges noch nicht, noch längst nicht verheilt waren. Was war das für eine bewundernswerte Leistung! Wenn uns Heutige etwas verpflichtet, dann der visionäre Weitblick und der versöhnliche Grossmut der Staatengründer, unter denen wir Thurgauer ja prominent vertreten waren, ihre zupackende politische Gestaltungskraft als eine Verbindung von Vision und Pragmatismus, als eine Mischung von ausholendem, raumgreifendem Sinn für das künftige Ganze mit besonnen wägendem Augenmass und feinem Gespür für die bedrängenden gegenwärtigen Notwendigkeiten.

Wie präsentiert und bemisst sich in solchem Lichte die Gegenwart, in die uns die Jubiläumsausstellung führt, die wir heute hier in Frauenfeld eröffnen? Diese vielgestaltige Wanderausstellung sucht Kommunikation und versteht sie als eine «Bringschuld», die sie im ganzen Land anträgt: Der Bund besucht die Kantone. Sie bietet nicht öde Einweg-Information, sondern Dialog, nicht Belehrung, sondern Auseinandersetzung. Sie verklärt und zelebriert unsere Vergangenheit nicht, wie das noch beim Jubiläum von 1991 geschehen ist, sondern befragt sie auf die Irritationen unserer Gegenwart und auf die bevorstehenden Herausforderungen hin. Die Ausstellung bereitet Geschichte für die Zukunft auf. Sie begreift Geschichte als einen Prozess, der uns geprägt hat. Als einen Prozess, den wir verstehen sollten, um uns selbst zu verstehen.

Wir haben heute, in einer Zeit des Umbruchs und der Verunsicherung, dieses Verständnis und diese Orientierung nötiger denn je. Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin sollen wir uns wenden? Das sind die Fragen, die uns umtreiben. Nichts, gar nichts mehr scheint gewiss und unverrückbar. Wir sind förmlich umstellt von Herausforderungen. Überall harren Entscheidungen. Kann es da nicht zumindest hilfreich, vielleicht sogar bestärkend sein, nachzuprüfen und zu vergegenwärtigen, uns zu vergegenwärtigen, wie andere früher, in entscheidenden Momenten, mit solchen Fährnissen und Weichenstellungen umgegangen sind?

Wir befinden uns, denke ich, innen- und aussenpolitisch wieder an einem solchen Wendepunkt. Was 1848 für unser Land geleistet wurde, wird heute für die Europäische Gemeinschaft gewagt. Doch wir stehen abseits, statt daran mitzuwirken und unsere eigene Erfahrung einzubringen. Will die denn jemand? Ja, sage ich, aber nicht als Besserwisserei, nicht als ungebetene Belehrung von aussen, sondern als partnerschaft-

lich geteilte und durch echte Mitverantwortung glaubwürdige Erfahrung. Und hätte sie denn Einfluss und Gewicht? Gewiss doch, wenn wir uns nur nicht länger kleiner machen als wir es – auch im europäischen Kontext – durch unser wirtschaftliches und wissenschaftliches Potenzial, durch unsere Tüchtigkeit und Überzeugungskraft sind.

Der Weg nach Europa führt allerdings über die Innenpolitik. Wie damals vor 150 Jahren braucht die Schweiz innenpolitisch eine neue Übereinkunft. Wir brauchen einen neuen Gesellschaftsvertrag, der uns verloren gegangene Gestaltungs- und Handlungsfähigkeit zurückgibt. Das heisst, dass wir unser Haus in Ordnung bringen müssen, und zwar gemeinsam: Bund und Kantone und eine Wirtschaft, die sich, teilweise jedenfalls, zurückbesinnen muss auf das, was sie diesem Land zu danken hat und was sie seinen Menschen schuldig ist.

Die Willensnation Schweiz ist auf Gemeinsinn gegründet – oder sie ist nicht! Auch die unternehmerische Verpflichtung auf das Gemeinwohl kann man übrigens, belegbar in verschiedenen schicksalsträchtigen Phasen dieses Landes, aus unserer Geschichte ablesen. Ja, auch Wirtschaftsführer können aus der Historie lernen! Und es war nicht etwa Patriotismus, nicht reine Menschenfreundlichkeit, welche die Unternehmer so handeln liess, sondern kluge, verantwortungsvolle, langfristige Interessensicherung, es war ein Weitblick, der sich – verständlicherweise – mit dem Brett des kurzfristigen Shareholder value vor Augen nicht mehr einzustellen vermag.

Wir müssen, mit einem Wort, Souveranität zurückgewinnen.

- Souveranität, die zu wahren aussenpolitisch darin besteht, sich überall dort selbstbewusst und solidarisch einzubringen und mitzubestimmen, wo die relevanten, auch für die Schweiz relevanten Entscheidungen getroffen werden: europa- und weltweit.
- Souveränität, die innenpolitisch nur wahrnehmen kann, wer Gestaltungsspielraum besitzt: finanziell durch sozialverträglich sanierte Bundesfinanzen, nicht durch einen kaputtgesparten Staat; wirtschaftlich durch Arbeit für alle, die guten Willens sind, und durch wettbewerbsfähige schweizerische Unternehmen, nicht von Nomaden, die durch Globalisierung heimatlos geworden sind; bildungspolitisch und kulturell durch eine Offensive der Kreativität, die den schöpferischen und innovativen, den wagemutigen und erfinderischen Kräften dieses Landes, ja, die der Jugend den Vorrang gibt, nicht den Bedenkenträgern, Neinsagern und Verhinderern.

Albumblatt von der Feier am 3. März 1998: Der «Vertreter des Bundes» Thomas Onken im Gespräch mit dem Konstanzer Oberbürgermeister Horst Frank (rechts) und dem Thurgauer Ständerat Hans Uhlmann. Im Hintergrund Bundesrat Arnold Koller
Foto: Mario Gaccioli, Kreuzlingen

- Souveränität zurückgewinnen, das heisst für mich, sich öffnen und Wagnisse eingehen. Als Thurgauer darf man wohl auch sagen, es heisst, Grenzen zu überschreiten, und dass Ministerpräsident Teufel aus Baden-Württemberg dieses Jubiläum in nachbarschaftlicher Verbundenheit mit uns feiert, wer könnte es nicht als ein wegweisendes Zeichen begrüssen!
- Souverän ist aber auch, wer seine Geschichte kennt und gelassen zu ihr steht, wer sie in die Zukunft hineinprojiziert. Ohne Projekte keine Prospekte. Oder: Was kommt auf uns zu? Das, was wir gestalten. Zukunft nicht als Schicksal, sondern als gemeinsame Schaffsal, als unser Entwurf, als unsere kollektive Leistung, an der wir selbst einmal gemessen werden.

«La Suisse n'existe pas.» Die Schweiz existiert nicht. Diese Sentenz hat viele empört. Völlig zu Unrecht. Die eine und einzige und allein seligmachende Schweiz, die gibt es wirklich nicht. Das hat Ben Vautier mit seiner Provokation auch gemeint. Es gibt die genferische, die bernische, die zürcherische und die thurgauische Schweiz. Es gibt die freisinnige, die christdemokratische, die sozialdemokratische Schweiz und viele

mehr. Es gibt die Schweiz der Vergangenheit, die der Gegenwart und die der Zukunft. Jede ist real, jede ist berechtigt.

Die geschichtlich zusammengestückelte, gewachsene Schweiz ist immer ein Projekt, ein Labor der neuen Ideen, ein Experimentierfeld gewesen und wird es – muss es! – immer bleiben, mehr vielleicht als jedes andere europäische Land. Das ist, meinetwegen, unser Sonderfall. Die Ausstellung verdeutlicht diesen Befund, diesen Prozess. Sie zeigt uns unseren Platz und relativiert ihn zugleich. Sie trägt dazu bei, dass wir uns nicht zu wichtig nehmen. Wir sollten uns als Glied in einer Abfolge aus der Vergangenheit in die Zukunft begreifen.

Die «Geschichte für die Zukunft» dieser Wanderausstellung zeigt, was andere aus ihrer historischen Verantwortung gemacht haben. Und bevor wir rechthaberisch den Stab darüber brechen, wie es derzeit oft zu geschehen pflegt, sollten wir verdammt gut aufpassen, unsere eigene historische Aufgabe und Chance nicht zu verpassen. Lasst uns also, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, vom hohen Bundesrat über all die ehrwürdigen Behördenvertreterinnen und -vertreter bis hin zur sogenannt einfachen Frau und zum einfachen Mann, nach dem Feste unverzüglich und guten Willens wieder an die Arbeit gehen: an die Arbeit am Zukunftsprojekt Schweiz!

Thomas Onken

provinz und heimat ist eine unterscheidung

eMail-Dualog zwischen Barbara Fatzer und stefan m. seydel

bf/19.06.00/08.20
Vorgestern abend – da war es wieder, dieses wohltuende Gefühl: zuhause zu sein. Dieser strahlende Tag voll Bläue, die Bise, die dem See Gekräusel machte und kein glattes Quecksilber liess wie an windstillen Tagen. Dieser Blick ans andere Ufer mit dem lilafarbenen Streifen über den Hügeln beim Verdämmern des Abends. Und all die Menschen in dem Haus, das sonst dornröschenhaft verschlossen bleibt, lachend, plaudernd, draussen Wein trinkend, ich meinte, irgendwo in den Süden versetzt zu sein, wo alles so viel leichter scheint. Kann das Provinz sein?

sey/19.06.00/08.40
heute morgen – da war es wieder, dieses wohltuende gefühl: zuhause zu sein. dieser strahlende screen voller pixel und zeichen, diese botschaften und meldungen. der wind aus allen himmelsrichtungen, aus schwarzen löchern und krummen zeiten. noch im pyjama vor den pc gerollt. den frischen kaffee unter der nase, die schweissnassen hände an der tastatur. dieser blick über das datenmeer. im hintergrund leuchtet der säntis. dieser wunderschöne morgen. der weisse horizont wird immer dunkler. schliesslich blau. mit einem kuss werde ich zum frühstückstisch gerufen. ich meinte, irgendwo in den süden versetzt zu sein, wo alles so viel leichter scheint. kann das heimat sein?

bf/20.06.00/08.32
Ich habe mal einen Anfang gemacht, weiss aber nicht, ob der gluschtig genug ist, um weiterzumachen. Die Wiederholungen von dir mit anderem Inhalt: meinst du so können wir weiterfahren?

sey/20.06.00/10.18
warum nicht? warum nicht dem vertrauen, was bis jetzt immer irgendwie und immer irgendwie anders funktioniert hat. zwischen uns. entscheide du.

bf/22.06.00/08.28
Gestern habe ich vergeblich versucht, dich telefonisch zu erreichen. Wann bist du ENDLICH einmal da, dass wir in RUHE über unseren Dualog reden können?

sey/22.06.00/10.18
ENDLICH RUHE. (...) ja, das wünsche ich mir auch. von herzen. im herzen. vielleicht wie 1983 christa wolf: «Freude aus Verunsicherung ziehen. Wer hat uns das je beigebracht?». ruhe traue ich auch der provinz zu. der heimat aber, dass ich freude aus verunsicherung ziehen darf.

bf/22.06.00/11.02
Haben wir uns darum in der Provinz niedergelassen (was ist das überhaupt?), damit wir zur Ruhe kommen? Will ich das wirklich? Während du deinen Blick über das Datenmeer von Pixeln schweifen lässt und trotzdem draussen den Säntis sichtest, göttinseidank :-), versuche ich – einmal mehr vergeblich – in meinem Garten Herrin zu werden über die provinzielle Wucherung der Natur. Das wird mir wieder einen eingeschriebenen Brief der Gemeinde eintragen, ich solle endlich Ordnung schaffen. Sie, die Natur, macht einfach, was sie will und trotzdem fühle ich mich hier aufgehoben. Kurz – hier ist Heimat für mich, in diesem undefinierbaren Grün (kommt dir da nicht auch die *viriditas* der Hildegard von Bingen in den Sinn?), das mich als rationalen Menschen zur kreativen Unordnung ruft. Ordnung gleich Heimat – oder Provinz? Nach meinen emotionalen Abschweifungen: bringst du mir bei, was Provinz ist? Dann finden wir vielleicht auch heraus, was «Heimat» ist.

sey/22.06.00/12.45
beibringen kann ich dir nichts. vorbeibringen kann ich dir pixel. leuchtende oder nichtleuchtende bildpunkte auf deinen bildschirm. nullen und einsen. ich zaubere sie dir auf deinen screen. du lässt es zu. du lässt sie ein. aber rausbringen tust du nicht, was ich dir schicke. einbringen tust du dich selbst. nur du. immer nur du. und dies die pixel als reaktion auf die deinigen: sonst nichts. ich kann sowieso nicht anders wahr und für wahr nehmen, als dass ich unterscheide. zwischen hier und dort, dies und das, ab und an. hier und jetzt eben provinz und heimat. und kaum habe ich mich für eine unterscheidung entschieden, erschrecke ich. so

fest, dass ich darüber vergesse, dass ich mich auch ganz anders hätte entscheiden können. und damit auch, dass ich mich ganz anders hätte erschrecken können. du schlägst vor: «grün» von «hildegard von bingen» zu unterscheiden, «herrin» von «provinz». meine liebe freundin, was du tust, gefällt mir sehr. es ist ganz, was ich mir wünsche. so erfinde ich mir deine pixel. wunderschön.

bf/22.06.00/14.19
Habe ich dich doch erwischt, lieber Stefan, DU bist es, der es liebt, diese polaren Unterscheidungen zu machen, diese Scheidung zwischen + und –, das krampfhaft in die Balance gezwungen wird, damit die Welt nicht aus dem Gleichgewicht fällt. Mir bleibt zwar nichts anderes übrig, wenn ich mich mit dir unterhalte, zu (unter)scheiden, aber ich ziehe dieses diffuse Dazwischen vor, zwischen nichts und etwas das Vielleicht, zwischen drinnen und draussen das Sosein. Zwischen Provinz und Heimat das Sowohl-als-auch und nicht das Oder! Um wieder in die sinnliche Thurgauer Landschaft zurückzukehren: ich gehe heute Abend in Weinfelden ins Theater. An dem Ort, wo vor etwa 200 Jahren die tapferen Thurgauer Mannen das Demokratiespiel eingeübt hatten. Heute wird aber auf dem Marktplatz Strassentheater von Dario Fo gegeben. Kommst du auch? Natürlich nicht, das kann dich so wenig von der virtuellen Wirklichkeit weglocken wie die prallroten Kirschen, die eben gerade jetzt in der Sommersonne fertig reifen.

sey/23.06.00/09.11
du hast mich erwischt? wie wunderbar. du hast es geschafft, ordnung in deine welt zu tragen. dir deine welt sicher und verlässlich zu machen. du hast dir gewissheit geschenkt, indem dir gelungen ist, was mir selbst – mit mir selbst – nicht möglich ist. da sagt mir mein vater letzte woche: «der mensch ist sich selbst das grösste rätsel.» und etienne de carouge schreibt am 21.06.00 in sein tagebuch: «die andern sind so, wie ich sie mir denke. ich bleibe mir selbst das grösste rätsel. bald werde ich auch die anderen ent-täuschen.» ja, mit den anderen menschen kann ich tun, was mir mit mir selbst nie gelingt: verstehen. erwischen. begreifen.
ich will mich nicht gegen polare (und auch nicht gegen weniger klare) unterscheidungen wehren. das scheint mir nicht nötig. aber unterscheidungen sind nötig. ohne unterscheidung ist alles nichts. mit jeder unterscheidung wird ein «dazwischen» sichtbar. es ist, wie wenn ich mit einer

schere durch einen endlos blumigen stoff – hoffentlich aus einer weberei aus der ostschweiz – schneide und ein winziges blümlein aus der ganzen pracht herauspicke. ein sujet wird so betont. sieben andere zerstört. will ich diese aber betonen, brauche ich viele meter vom gleichen druck, um möglichst viele unterscheidungen gemacht zu haben. immer wieder neu. immer wieder anders.
es ist für mich gut nachvollziehbar, wenn menschen entweder/oder-unterscheidungen machen. auch ich mache das. mit grosser lust. es gibt so viel provinzielles denken, dass es benannt werden muss. und es gibt so viel heimat, dass es bedauerlich wäre, ich hätte sie nicht besungen. die prallroten kirschen habe ich noch nicht gefunden. ich gehe sie jetzt suchen. gestern sass ich auf meiner holzbank und liess mich vom regen benetzen. dario fo kenne ich im übrigen nicht. dafür aber zenon.

bf/23.06.00/11.19
Warum den Stoff zerschneiden? Das würde ich als Liebhaberin von allem Textilen (auch der Text gehört dazu) niemals machen! Natürlich sind Unterscheidungen nötig, aber nicht in jedem Fall. Die Struktur eines Gewebes (das Netz) kann mich mehr interessieren als ein einzelnes Sujet. Wenn schon, sollte ich es so weit bringen, nicht diesen sezierenden Blick zu haben, sondern das Ganze im Auge zu behalten. Wenn es nicht gelingt, dann nur, weil mein Hirn (noch) nicht darauf eingestellt ist.
«es gibt so viel provinzielles denken, dass es benannt werden muss. und es gibt so viel heimat, dass es bedauerlich wäre, ich hätte sie nicht besungen» –
Das ist wieder einer deiner treffenden Sprüche. Jetzt gefällst du mir wieder, Stefan, da kommt dein Lokalpatriotismus voll zum Zug. Wie sympathisch! Du sagst es – Provinz sein, haben – dagegen wehre ich mich nicht, aber provinziell denken, oh Graus. Provinzielle Politik, provinzielle Enge, das war es doch damals, dass ich die Heimat verliess und meinte, in der grossen weiten Welt draussen ginge es anders zu. In dem Augenblick, als ich begriff, dass Provinz überall ist, wenn ich sie zu dem mache, konnte ich zurückkehren in die Heimat, und von da an konnte ich es mir wohl ergehen lassen in der Provinz. Jetzt fordere ich dich noch einmal heraus: ist denn Provinz und Heimat ein Gegensatz?

sey/23.06.00/11.23
du nennst mich lokalpatriotisch? das tönt für mich nach hirnhautver-

Von: seydel@intervention.ch <seydel@intervention.ch>
An: BarbaraFatzer <fatzer@bluewin.ch>
Datum: Montag, 19. Juni 2000 16:11
Betreff: jahrbuch

>bf/19.06.00/8.20h
>Gestern abend - da war es wieder, dieses wohltuende Gefühl:
>zuhause zu sein. Dieser strahlende Tag voll Bläue, die Bise,
>die dem See Gekräusel machte und kein glattes Quecksilber
>liess wie an windstillen Tage. Dieser Blick ans andere Ufer
>mit dem lilafarbenen Streifen über den Hügeln, beim
>Verdämmern des Abends. Und all die Menschen in dem Haus, das
>sonst dornröschenhaft verschlossen bleibt, lachend,
>plaudernd, draussen Wein trinkend, ich meinte, irgendwo in
>den Süden versetzt zu sein, wo alles so viel leichter
>scheint. Ist das jetzt Heimat?

sey/19.06.00/16.11h
heute morgen - da war es wieder, dieses wohltuende gefühl:
zuhause zu sein. dieser strahlende screen voller pixel und
zeichen, diese botschaften und meldungen. der wind aus allen
himmelsrichtungen, aus schwarzen löchern und krummen zeiten.
noch im pyjama vor den pc gerollt. den frischen kaffe unter
der nase, die schweissnassen hände an der tastatur. dieser
blick über das datenmeer. im hintergrund leuchtet der
säntis. dieser wunderschöne morgen. der weisse horizont wird
immer dunkler. schliesslich blau. mit einem kuss
werde ich zum frühstückstisch gerufen. ich meinte, irgendwo
im süden versetzt zu sein, wo alles so viel leichter
scheint. ist das jetzt provinz?

engung. ich sehe meine ärztin am nächsten dienstag. ich hoffe nicht, dass sie deine diagnose bestätigt.

bf/23.06.00/11.25
Noch zu deiner Weiterbildung: Dario Fo hat 1997 den Nobelpreis bekommen.

sey/23.06.00/11.28
mein zenon hat keinen noblen preis bekommen. dafür tönt Dar Io Fo ziemlich japanisch.

bf/23.06.00/11.32
Dario Fo ist Italiener, du Banause, in Varese geboren. Das gehört doch zur Allgemeinbildung ;-)

sey/23.06.00/11.38
na und? ich bin auch italiener! von bozen. und jetzt?

bf/23.06.00/11.50
Dario Fo wurde schon anderemale im Thurgau dramatisch umgesetzt. Aber du bist ja nie dabei, wenn auf der Bühne Welttheater gespielt wird (übrigens: könnten wir nicht nach Einsiedeln fahren und Thomas Hürlimanns Version von Calderon ansehen? Das wäre doch grossartig).

sey/23.06.00/14.32
die welt ist ein theater, warum für die welt ins theater? du hast mich überredet: ich komme mit!
du sagst das so locker: dass du keinen seziererischen blick drauf haben willst. und wenn doch, dann nur, weil dein hirn nicht in der lage ist, das grosse und ganze zu erfassen. wie findest du dieses zitat von niklas luhmann: «Das nie gegenwärtige Ganze kann nicht als Ganzes vergegenwärtigt werden»?

bf/23.06.00/15.32
Warum lässt du mich um die Geschichte von Zenon bitten? Du zwingst mich, das Filosofie-Lexikon aus meiner Studentinnenzeit wieder hervorzuholen: meinst du Zenon den Jüngeren (336 v.u.Z.– 264 v.) oder den Älteren (490 v.–430 v.)?. Falls es dich interessiert: es gibt da auch eine Geschichte dazu.

sey/23.06.00/18.44
zenon war mal jünger und später dann älter. mein zenon war grieche und hat sich mit der vielosofwie? beschäftigt. er hat rausgefunden, dass sich nichts auf dieser erde bewegt. das merkte er, als er einen fliegenden pfeil sah! ist das nicht toll?!

bf/23.06.00/19.01
Und was finde ich da im uralten Lexikon? (es wird dir gefallen): Sein Lehrer, Parmenides, hat den «Satz vom Widerspruch» kreiert: «Dasselbe

kann nicht zugleich sein und nicht sein». Da hätten wir wieder die Unterscheidung! Und was folgert (dein) Zenon daraus? Das sei der indirekte Beweis der Unmöglichkeit der Bewegung. Wie die Geschichte mit dem Pfeil. Und ich sage jetzt: Heimat kann nicht Provinz sein.

sey/23.06.00/19.31
nicht so schnell! unterscheiden ist bloss die spielregel meines erkennens. mit der wirklichen wirklichkeit hat das überhauptreingarnichts zu tun. zudem lohnt es sich, skeptisch zu sein, wenn ein linearer umkehrschluss vorgeschlagen wird: der in deinen büchern festgezurrte zenon kannte albert noch nicht. dieser schlägt vor, dass die zeit krumm ist! der bewegungslose pfeil fliegt plötzlich von der anderen seite sich selbst entgegen. als ich dies zenon erzählte, lachte er laut und lange. ja, ich habe gestern lange mit ihm gesprochen und rein gar nichts verstanden von dem, was er sagte. er sass in der nzz und ich in der sbb. zenon erzählte, dass einstein ihn am griechischen strand geweckt habe. er hätte lange zeit geschlafen. (aber ein bisschen ruhe zwischendurch sei auch ganz ok ;-) du siehst also: es geht allen gleich. zenon hat auch in der heimat geschlafen und wurde dann für wichtige meetings zu albert geholt. wie bei uns im thurgau: schlafen in der provinziellen heimat. und arbeiten im pulsierenden weltdorf ;-)

bf/23.06.00/22.32
Du vergisst meine Fragen. Ist Provinz und Heimat ein Gegensatz? Und grundsätzlich – hast du die an uns gerichtete Frage vergessen, warum wir jetzt hier überhaupt miteinander mailen: Muss Heimat Provinz sein? Wo bist du? Schläfst du heimatlich oder provinziell?

bf/23.06.00/23.55
Bist du noch da? Es ist gleich Mitternacht. Mütternacht. Alles verändert sich.

sey/24.06.00/0.12
ist es nicht schön? eMail, meine ich. wenn eine frage auf einem blatt notiert oder sogar gedruckt wird, scheint sie unverrückbar. irgendwie wie wahr. ein satz wird zum sümbol der historisch bewiesenen stärke der linearität. das denken ist in ordnung gezwungen. ein buchstabe folgt dem andern. ein wort – auch zeitlich – brav folgend dem nächsten.

«muss heimat provinz sein?» steht auch mit fragezeichen hart und unumgänglich da. wie wahr.
in eMail nicht. ist das nicht wunderschön? ich muss lediglich acht mal die «delete»-taste betätigen. und schon steht sie da. die frage, welche ich gerne beantworten will:
«Muss Heimat sein?» – ja! natürlich! logo! heimat muss sein :-)
«heimat» ist eine unterscheidung. von «fremde», zum beispiel. es unterscheidet zwischen dem, was ich kenne und dem anderen. zwischen dem, was mir vertraut ist, und dem anderen. und alle – fast alle – juckt es einmal und mehrmal, zu verlassen, was wärme und orientierung gibt. ich gehe in die fremde. und fühle mich auch dort wohl. ich kehre zurück. und kenne mich weder aus noch ein. daheim.
und dann das gleiche spiel noch einmal: jetzt genügen sieben «deletes». und schon steht sie da. die frage, welche ich gerne beantworten will:
«Muss Provinz sein?» – ja! natürlich! logo! provinz muss sein :-)
wie könnte sonst metropole entstehen? weltstadt? zentrum? es kann nur werden, was ich durch unterscheidung ermögliche. es kann nur sein, was ich durch unterscheidung bin. provinz ist nicht eine tatsache, sondern eine unterscheidung im kopf eines menschen. und wer in einer provinz lebt, lebt in einer provinz. und wer in einem weltdorf lebt, lebt in amriswil.

bf/24.06.00/0.18
Jetzt hast du es auf den Punkt gebracht – und mir das Wort genommen: beides muss sein, HEIMAT und PROVINZ, kein Gegensatz, keine Polarität, es wird zur Dualität, sie sind gleichwertig. Und halten einen Dualog miteinander, wie wir :-) Aber das mit dem Weltdorf – muss das auch sein? Du mit deinem Amriswil. Da bleibt mein Thun-Dorf ja nirgends :-(

sey/24.06.00/0.20
dino larese sagte mir, dass «weltdorf» eine zürcher (zeitung) wortschöpfung sei. (auch ein journalist kann eben nur über das schreiben, was er selbst kennt ;-) auch seattle kann dörflich sein. new york provinziell. helsinki könnte mir heimat werden. unterscheidungen sind nicht in den dingen verborgen. unterscheidungen sind in mir drin. oder nicht. In jedem dorf wird im thun entschieden, was es ist und will (amris-will-thun-dorf).

bf/24.06.00/0.22
Also gut, noch einmal: Heimat und Provinz muss sein.

sey/24.06.00/0.28
anders könnte ich nicht zwischen säntis und bodensee im mittelpunkt des planets erde sein.

bf/24.06.00/0.33
Morgen will ich um 8 Uhr in Frauenfeld sein, es ist Markt auf der Promenade, es gibt alles: Gemüse, Rosen, Käse, geräuchte Felchen, Bauernbrot, Oliven. Schlaf schön, träum vom griechischen Strand, von der Fahrt übers weinfarbene Meer und wie du mit ungehindertem Blick bis hinter den Horizont siehst.

sey/24.06.00/0.38
bis morgen im thurgau ;-)

Barbara Fatzer

Nach mütterlichen Wurzeln graben

Zum 80. Geburtstag von Susanna Woodtli-Löffler

Raperswilen gerät nicht so schnell in die Schlagzeilen. Das Dorf auf dem Seerücken hat schliesslich die Kirche mitten im Dorf. Das Gotteshaus stellt sich der Besucherin sogar mitten in den Weg. Und die Einwohnerzahlen sind um 1850 und an der Schwelle ins 21. Jahrhundert, von Schwankungen abgesehen, etwa gleich hoch, nämlich um 450.
Schlagzeilen in der Boulevardpresse verkünden wir auch hier nicht. Doch nicht alle Tage wird eine Frau mit Thurgauer Wurzeln, die sich in der Wissenschaft verdient gemacht hat, 80 Jahre alt. Susanna Woodtli-Löffler, Autorin vom 1975 erschienenen Standardwerk zur «Gleichberechtigung», hat sie, die Thurgauer Wurzeln – mütterlicherseits, versteht sich. Ihre Mutter, Anna Löffler geborene Herzog, hatte den Bürgerort Raperswilen Thurgau.
Wenn eine Thurgauerin mit Susanna Woodtli spricht, antwortet sie in einem reinen Thurgauer Dialekt, obwohl sie nie hier gewohnt hat. Es war die Sprache, die «en famille» gepflegt wurde, wie Frau Woodtli erklärt. «Die Kontakte zum Thurgau waren jedoch immer lose», meint sie. Sie habe bei den Recherchen zu ihrem Buch «Gleichberechtigung» eigentlich immer ein Augenmerk darauf gehabt, ob wohl irgendwo eine Thurgauerin gewirkt habe. Zu ihrer eigenen Enttäuschung sei sie jedoch nicht fündig geworden. So hat sich Susanna Woodtli in «Gleichberechtigung» dem Rest der Schweiz zugewandt, und Ende des 20. Jahrhunderts sind dann die Frauen aus unserer Gegend in «bodenständig und grenzenlos. 200 Jahre Thurgauer Frauengeschichte(n)» porträtiert worden.

Herzog-Frauen

Auch Herzog-Frauen, Verwandte von Susanna Woodtli-Löffler, sind in diesem Buch erwähnt. Personen des Wurzelgeflechts tauchen auf, geben weitere Hinweise, einzelne Teile schimmern in der Komplexität auf, und vieles bleibt im Dunkeln.
Lisette Herzog wurde an der SAFFA 1958 gewürdigt. Als Gründerin eines Lesezirkels wurde sie in der Thurgauer Ausstellungs-Koje von der Künstlerin Charlotte Kluge-Fülscher (1927–1998) dargestellt. «Lisette erledigte für ihren Bruder, den Pfarrer von Matzingen, den Haushalt. Im

April 1851 war ihr Bräutigam gestorben», schreibt Verena Müller dazu. Erhellt wurde die Geschichte der Lisette Herzog erstmals im Thurgauer Jahrbuch 1940 durch deren Grossnichte Anna Löffler-Herzog, der Mutter von Susanna Woodtli: Lisette Herzog, schreibt Löffler, «beklagte sich, dass die Ausbildung der Mädchen auf dem Lande so vernachlässigt wurde». Die anderen Familienmitglieder waren wohl hin und wieder auch zugegen, wenn die Pfarrherren sich zu ihren Lesezirkeln bei Kollega Ulrich Herzog in Matzingen trafen. Pfarrer Aepli, bis 1855 Seelsorger in Stettfurt, nachher in Gachnang, gab dann den Anstoss: «Wollen wir nicht zur Tat schreiten und unseren Frauen passenden Lesestoff verschaffen», meinte er, und mit seiner Hilfe wurde ein Lesezirkel für die Damen gegründet. So wurde Lisette Herzog 1853 Mit-Begründerin eines Lesezirkels mit thurgauisch-st.gallischem Ursprung. In der Folge entstanden «zwei sich überschneidende Kreise; der eine breitete sich im Thurgau aus, der andere in St.Gallen. In späteren Jahren wurden der St. Galler Mitglieder immer weniger, der Thurgauer desto mehr, so dass man nun füglich von einem Thurgauer Lesezirkel sprechen kann.» In den folgenden Jahren waren so viele lesebegeisterte Frauen am Zirkel interessiert, dass deren fünf mit je 12 Frauen bestanden. 1940, als Anna Löffler-Herzog sich mit der Geschichte des Lesezirkels beschäftigte, bestand dieser noch.

Susanna Woodtli

Die Grossnichte der Lisette hat nicht mehr im Thurgau gelebt. Ihren Thurgauerdialekt hat sie hingegen weitergegeben. Annas Vater, den 1855 geborenen Albert Herzog, sehen wir auf einer Familienphoto 1878 anlässlich der silbernen Hochzeit der Eltern Ottilie und Ulrich Herzog-Albrecht mit seinen 10 Geschwistern vor dem Pfarrhaus in Güttingen. Ulrich Herzog hatte nach dem Wegzug aus Matzingen die Pfarrstelle in Güttingen übernommen. Der Verdienst unten am See war besser als in Matzingen, meint die Urenkelin der Ottilie und des Ulrich Herzog.

Albert Herzog studierte ebenfalls Theologie und war Pfarrer in Wolfhalden. Er starb aber 1897, «wohl an Überarbeitung», wie Enkelin Woodtli mutmasst. Seine Frau, Witwe Herzog-Widmer, stand da mit ihren drei Kindern, konnte nicht mehr im Pfarrhaus bleiben und hatte in dieser Situation – wie es der Zeit entsprach – die Möglichkeit, zu ihrem ledigen Bruder, einem Pfarrherrn, nach Basel zu ziehen und ihm den Haushalt zu führen.

Tochter Anna Herzog, die Älteste, war damals 14 Jahre alt. In Basel besuchte sie die Töchterschule, eine Ausbildung, die ihr erlauben sollte,

relativ rasch Geld zu verdienen. Die jüngere Tochter, Martha, durfte Medizin studieren, war eine der ersten Ärztinnen in Basel und führte eine eigene Praxis. Anna hingegen arbeitete nach ihrer Ausbildung als Sekundarlehrerin und verbrachte eine Zeit in England als Hauslehrerin. Nach 10 Jahren Berufstätigkeit heiratete sie den Mediziner Löffler. Sie war fortan Arztgattin und Familienfrau. Ihr Mann wurde Professor und war später «eine international anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der inneren Medizin». Anna Löffler-Herzog, die als junge Frau ihren späteren Mann auch wegen ihrer damaligen feministischen Tätigkeit beeindruckt hatte, war – «wie alle Professorenfrauen – stets bemüht, den Gatten zu entlasten» und hatte wohl wenig Zeit, um sich weiterhin der feministischen Literatur in ihrer Bibliothek zu widmen.

Rollenteilung

Tochter Susanna, 1920 zur Welt gekommen, wuchs mit einem vier Jahre älteren und einem sechs Jahre jüngeren Bruder in Zürich auf.

Im Essay «Vaterlose Autonomie» beschreibt Susanna Woodtli-Löffler die Situation in ihrem Elternhaus, in dem das Mädchen lediglich von der Mutter aufgezogen wurde, während für die Söhne der Vater in erzieherischen und bildungsmässigen Bereichen Hauptverantwortlicher war. Bereits kurz nach der Geburt des Mädchens und später immer wieder soll er sich von seinen Erziehungspflichten distanziert haben mit den Worten: «Das Chind erziesch jetz aber du!»

Susanna selbst empfand, wohl stark beeinflusst durch die Haltung des Ernährers, «den Bruder als Hauptsache und mich als Nebensache.» Zugleich war der beruflich stark beanspruchte Vater nicht wichtig. «So wuchs ich auf, als lebten wir noch in matriarchaler Urzeit, als der Zusammenhang von Zeugung und Geburt noch unbekannt war. Ich wurde von Mutter und Grossmutter, die von Natur aus heiter und ausgeglichen waren, liebevoll erzogen.» Frau Woodtli fügt bei: «Meine Mutter und meine Grossmutter waren Frauenrechtlerinnen gewesen.»

In dieser Frauenwelt hat für das Mädchen der blinde Grossvater Löffler mit seiner zärtlichen Zuneigung eine wichtige Rolle gespielt.

An den väterlichen Weiterbildungsbemühungen, die wohl insbesondere für die Söhne vorgesehen waren, hatte das Mädchen als «Nebensache» gewisse Freiheiten und konnte je nach Lust und Laune teilnehmen. Vom väterlichen Ehrgeiz blieb sie verschont und konnte ihren Neigungen nachgehen. «Eine Art Selbstbewahrung bestand darin, dass ich meine

ureigensten Interessen, die religiösen und die feministischen, für mich behielt. Susanna Woodtli-Löffler ist der Ansicht, dass sie sich dadurch früh eine «autonome und sehr weibliche Weltsicht» aneignen konnte.

Susanna Löfflers Weg

In Zürich studierte Susanna Löffler dann Germanistik und Geschichte und schloss ihr Studium 1943 nach 10 Semestern mit dem Doktorat und summa cum laude ab. Ihre Mutter erlebte diesen Meilenstein nicht mehr. Sie hatte jedoch noch mit einer gewissen Besorgnis entdeckt, dass Susanna heimlich feministische Literatur aus ihrer Bibliothek las. Anna Löffler-Herzog «gehörte zu den resignierten Frauenrechtlerinnen, die den Rückschlag der Zwanziger- und Dreissigerjahre erleben mussten und dadurch völlig verunsichert waren». Ihr Aufsatz über den Lesezirkel der Lisette Herzog, der 1940 im Thurgauer Jahrbuch erschien, kann in Zusammenhang damit gesehen werden, dass die Frau sich als Folge davon mit den mütterlichen Wurzeln auseinander setzte; damit hat Anna Löffler diese thurgauische Frauengeschichte sichtbar gemacht.

Die Tochter dann konnte wichtige Entscheidungen, wie «die Berufs- und die Partnerwahl, (...) der Kauf eines eigenen Hauses» selbst fällen, auch war «die Autonomie meiner Lebensgestaltung» gewährleistet, wie Susanna Woodtli-Löffler rückblickend feststellt.

1944 heiratete Susanna den Mittelschullehrer und späteren Didaktikprofessor Otto Woodtli. Das Ehepaar wohnt seit einigen Jahrzehnten in Zollikon.

1958 bis 1985 war Susanna Woodtli Redaktorin bei der Zeitschrift «Reformatio». Neben dieser Tätigkeit hat sie drei Söhne grossgezogen.

Ab 1968 widmete sich Susanna Woodtli-Löffler dann vollumfänglich der Aufarbeitung der Geschichte der Schweizerischen Frauenbewegung. Sie tat es ohne irgendwelche Unterstützung in minuziöser Kleinarbeit und auf der Basis einer schwierigen Quellenlage. «Bei der Niederschrift des Buches fühlte ich mich völlig allein. Niemand schien sich für meine Arbeit zu interessieren. Einzig mein Mann ermutigte mich.» Dies änderte sich, als der Frauenfelder Verleger Hans Huber mit grosser Begeisterung das Unterfangen unterstützte. Er hatte zwar die Arbeit vorangetrieben; aber nach seinem Weggang als Verleger verlor Susanna Woodtli ihren Mentor und die Veröffentlichung ging schleppend voran. Doch 1975, im internationalen Jahr der Frau und vier Jahre nach Einführung der politischen Gleichberechtigung der Schweizerinnen, erschien «Gleichberech-

tigung» im Huber-Verlag in Frauenfeld. Susanna Woodtli war es trotz aller Hindernisse gelungen, erstmals Zahlen, Daten und Fakten zur Schweizerischen Frauenbewegung zusammenzutragen. Zweihundert Jahre Kampf um die politische Gleichstellung sind damit erstmals erfasst worden. Die Autorin stellt aber im Vorwort zum Buch gleich klar: «Das Problem der moralischen, juristischen und politischen Ebenbürtigkeit von Mann und Frau war in der Schweiz früher diskutiert worden als in allen mitteleuropäischen Staaten – Frankreich ausgenommen.»

Das Schweizer Lexikon bezeichnet «Gleichberechtigung» als Pionierwerk, und die Historikerin und Frauengeschichtsarchivarin Martha Gosteli ist überzeugt davon, dass Susanna Woodtli mit ihrem Buch hier zulande die Frauengeschichtsforschung ausgelöst hat. Die Autorin schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage, «dass mein Buch bereits mehrere Studierende an Schweizer Universitäten zu Lizentiatsarbeiten oder Dissertationen angeregt hat» und ist darüber «sehr erfreut».

Noch heute ist «Gleichberechtigung. Der Kampf um die politischen Rechte der Frau in der Schweiz», immer noch eine wahre Fundgrube für Historikerinnen.

Susanna Woodtli hat leider bei so vieler Kleinarbeit beinahe das Augenlicht eingebüsst. Deshalb ist sie froh, wenn frau ihr erzählt. Neben Globalem interessiert sie sich weiterhin für den Thurgau.

Nächstes Mal werde ich fragen, ob sie weiss, dass das Kirchlein von Raperswilen nicht nur im Dorf, sondern in der Strasse steht.

Annelies Debrunner

Dem Artikel zugrunde liegen ein Essay (1989) und «Gleichberechtigung» (1974/1981) von Susanna Woodtli-Löffler sowie ein Interview von Gabi Eisele (1995) und Gespräche der Autorin mit Susanna Woodtli-Löffler (1996 und 2000), des weiteren Texte von Verena Müller in «bodenständig und grenzenlos» (1998).

Heimat – Provinz der feinen Art

Kreuzlingen, im Juni 2000
Lieber Christian

Nach deiner Wahl in den thurgauischen Kantonsrat am 9. April sprachen wir über deinen ausserordentlichen Erfolg.
Schon bei den Kreuzlinger Gemeinderatswahlen vom letzten Jahr hast du auf Anhieb die höchste Stimmenzahl aller Zeiten erzielt. Und jetzt mit 2369 Stimmen ebenfalls auf Anhieb das beste Resultat des ganzen Bezirks. Du hast sogar Stadtammann Josef Bieri um fast das Doppelte überflügelt.
Wir sprachen also über deinen Erfolg und darüber, welchen Umständen er wohl zuzuschreiben sei. Ich war stolz darauf, da ich dich zu meinen Freunden zählen darf. Aber Stolz trägt natürlich nirgendwo hin, höchstens in die Besitznahme. Und besitzen kann man dich nun wirklich nicht. Dazu bist du zu unabhängig und zu interessant. Du selber führst den Erfolg auf die Zuneigung der Menschen zurück, die dich kennen, weil sie dir oft auf der Strasse begegnen und du im Rollstuhl nicht so rasch an ihnen vorbeisausen kannst – und also Zeit hast für ein freundliches Hallo. Oder sie kennen dich als Journalisten, der sich nicht zu schade ist, über die Generalversammlung der Tierparkvereinigung oder über den Schulsporttag zu berichten. Und sie kennen dich von deiner Arbeit in kantonalen und nationalen Verbänden und Gremien.
Gerade die Arbeit als Präsident des Schweizerischen Behindertensportverbandes und im Präsidium der Pro Infirmis Schweiz bringe dir viele wertvolle Impulse, sagtest du. Von dort, von ausserhalb des Thurgaus, brächtest du die Ideen heim und könnest sie dann weiterentwickeln. Mir leuchtete das ein, doch du relativiertest sofort: «Versteh mich nicht falsch, der Thurgau ist für mich Heimat, nicht Provinz». Das Thema war schon gesetzt, als mich zufällig am gleichen Abend die Anfrage des Herausgebers dieses Jahrbuchs erreichte: «Muss Heimat Provinz sein?»
«Ach, ihr da im Thurgau!», höre ich oft, und es ist nicht etwa nett gemeint. Es tut mir weh. Für dich ist der Thurgau Heimat und Mitte. Nicht Mitte in einem parteipolitischen Sinn. Sondern Mitte in den Menschen. Gerade du, der du mit deiner Behinderung oft am Rande stehen musst, fühlst dich als Teil dieser Mitte.

«Eingebettet», sagst du. In Daunen, unter die sich auch Flaumfedern fremder Vögel mischen, möchte ich das Bild ergänzen. Federn, die sich aus der Stadt, aus den Hochburgen des Geldes und der Kultur aufs Land, in die Provinz verirrt haben und sie bereichern oder verschönern. – Am liebsten beides! So verliert die Provinz die Konnotation von Bedürftigkeit, Sprödheit, Rückständigkeit und Bedeutungslosigkeit. Jenen, die «ach, ihr da in der Provinz!» rufen, begegne ich deshalb mit Skepsis. Unsere Heimat, lieber Christian, ist Provinz der feinen Art. Ja, Heimat muss in diesem Sinn zwingend Provinz sein, finde ich. Ich misstraue denen, die sich Weltbürger nennen. Auch Globalisierer kommen nicht um ihre Provinzen herum.

Damit sei aber nicht gesagt, es stünde um unsere eigene Provinz nur zum Besten. Wir dürfen sie ruhig noch ein wenig mehr hätscheln, sie besser verkaufen. Erste Versuche werden zwar gemacht. Sie scheinen sich aber auf das Marketing unserer Landressourcen und sogenannter Standortvorteile zu beschränken. Doch können wir mehr tun. Ich denke an die Kultur. Wir haben ein kantonales Kulturgesetz, das die Förderung nicht nur des Brauchtums, sondern auch der experimentellen Kunst festschreibt. Wir haben die Zukunft im Auge und können uns gesamtschweizerisch sehen lassen, auch wenn wir punkto Kulturausgaben laut Bundesstatistik an fünftletzter Stelle stehen. Wir haben ein Staatsarchiv, dessen Fundus überquillt und nur darauf wartet, von ausserhalb des Thurgaus entdeckt zu werden. Wir sollten das propagieren. Wir haben eine Musik- und Theaterszene, die wohl beachtet ist, zu wenig aber von uns Thurgauern selbst. Man schaue sich während der Pfingstkonzerte in der Kartause Ittingen die Nummernschilder der geparkten Autos an. Leider sind die Thurgauer an zwei Händen rasch abgezählt. – Die Welt findet durchaus in unserer Provinz statt, wir müssen sie nur ein bisschen besser integrieren. So wie es beispielhaft im kantonalen Kunstmuseum vorgemacht wird: das Fremde in das Eigene, das Neue in das Alte, das Randständige in das Bodenständige.

Deine Brigitta

Kreuzlingen, im August 2000
Liebe Brigitta

Endlich finde ich die Zeit und Ruhe, um dir auf deinen Brief zu antworten. Die Freude über deine Zeilen ist bei mir gross gewesen. Und dies nicht nur, weil es mich immer glücklich macht, wenn ich mit Menschen auf vielfältigste Weise in Kontakt stehe. Was mir besonders gefallen hat, ist deine Auseinandersetzung auch mit meinen Gedanken. In der hochdynamischen Welt mit ihrem rasanten Tempo und ihrer daraus resultierenden Oberflächlichkeit in nicht wenigen Lebensbereichen sind solche Momente enorm wichtig, in denen wir anderen wirklich zuhören und auf das eingehen, wovon sie reden.
Ich will sogar weiter gehen und kann sagen, dass du mich verstanden hast. Der Thurgau ist meine Heimat und hier fühle ich mich wohl. Dieses Bewusstsein, mit der Stadt Kreuzlingen, mit der Seeregion, ja mit dem ganzen Kanton verwurzelt zu sein, spüre ich in mir immer wieder. Der Thurgau und seine Menschen geben mir sehr viel – vor allem Chancen, mich an neue Herausforderungen heranzuwagen.

Christian Lohr ist als Parteiloser seit 24. Mai 2000 Mitglied der CVP-Fraktion des Grossen Rates.
Bild: Susann Basler

Sie erlauben mir, nicht trotz meiner Behinderung, sondern mit ihr ein aktives und offenes Leben zu führen, mit dem ich etwas bewegen kann. Was mich hier beeindruckt, ist das spezielle Einfühlungsvermögen, welches viele Leute zeigen. Nicht, dass die grossen Töne oder Philosophien im Vordergrund stünden. Es sind viel mehr Handlungen und Haltungen, die zum Ausdruck bringen, wo und wann und vor allem was die Menschen bei uns unterstützen.

Bei all meinen Aktivitäten im sportlichen, sozialen oder politischen Bereich solle ich nicht vergessen, auch vermehrt an mich zu denken, diesen Ratschlag erhalte ich immer wieder von Freunden. Natürlich braucht es diese gestärkte eigene Kraft, um auch für andere da sein zu können. Doch mit meinem täglichen Engagement den Gemeinsinn und die Solidarität zu fördern, das ist und bleibt die Triebfeder meines Seins.

Irgendwie habe ich manchmal das Gefühl, privilegiert zu sein, vermeintlich am Rande zu sein und dabei mitten drin zu stehen. Mit meinem Leben, mit meinem Körper und Geist, ist mir nicht weniger, sondern mehr geschenkt worden. Dankbar bin ich für die Fähigkeit, vieles auf dieser Welt bewusst wahrnehmen und auch als Journalist darüber schreiben zu können. Ausgeprägter wird dies wohl auch sein, weil ich nicht immer am Davonrennen bin und damit Zeit gewinne, um dieses oder jenes auf- und mitzunehmen.

Ich gebe es offen zu, in jüngeren Jahren habe ich die Provinzialität des Thurgaus manchmal fast ein wenig als beängstigend empfunden. Mir fehlte aus der jugendlichen Betrachtungsweise die Bereitschaft dieses Kantons, sich zu bewegen. Der Blick und Gang hinaus in die grosse weite Welt war für mich damals sehr wichtig ... um heute zu erkennen, dass genau in dieser kleineren Zelle eben so viel Wunderbares steckt. Der zwischenmenschliche Dialog muss auf der Nachbarschaftsebene stattfinden, denn hier ist die Quelle des Friedens.

In meiner Kreuzlinger 1.-August-Ansprache bin ich weit gegangen, indem ich den Politikerinnen und Politikern – und damit auch mir in meinen Aufgaben – den Spiegel vors Gesicht gehalten habe. «Politiker, die die Bürger nicht ernst nehmen, verdienen es nicht, ernst genommen zu werden.» Im Thurgau mit seiner vergleichbar bescheidenen Grösse können wir miteinander reden und müssen und dürfen uns nicht gegenseitig in der Anonymität verstecken.

Unser Kanton bietet sehr viel an Lebensqualität. Doch ich meine jetzt nicht den Bodensee oder die so liebliche Landschaft, sondern die Men-

schen, die weit mehr als nur ihre Rechtschaffenheit zu bieten haben. In vielen Gesprächen erkenne ich immer wieder neue Facetten und das Mosaikbild, welches ich von meiner Heimat erhalte, wird stetig farbiger und interessanter.
Natürlich habe ich Visionen für die Zukunft – auch für «meinen» Thurgau. Ich habe mich deshalb entschlossen, einen wesentlichen Teil meiner Energie für die Entwicklung und Gestaltung dieses Kantons einzusetzen. Meine Heimat hat mir in den vergangenen 38 Jahren sehr viel gegeben – ich möchte ihr nun auch etwas zurückgeben.

In freundschaftlicher Verbundenheit
Christian

Pflanzen
direkt aus der Baumschule

Wir führen eine grosse Auswahl
Besuchen Sie uns.
Wir beraten Sie gerne.

- Rosen
- Obstbäume
- Koniferen
- Beerenobst
- Ziergehölze

Kurt Herter
BAUMSCHULEN
8537 NUSSBAUMEN
TELEFON 052 745 13 66 FAX 052 745 13 10

Seit über 50 Jahren